

der kulturellen Randgebiete wie dem der Etrusker oder Kelten handelt, alle dienen sie der Bestätigung, Erweiterung, Korrektur alter Datierungsfragen, stilistischer Einordnungen oder bisheriger unbewiesener Vermutungen. So ordnet Schefold die neuesten Forschungsergebnisse zusammen mit früher gewonnenen zu einem geschlossenen Bild sowohl der Geschichte der archäologischen Einzelarbeiten wie auch der Entwicklung der verschiedenen Kulturabschnitte.

Das Buch ist von unschätzbarem Wert für alle, denen wissenschaftliche Abhandlungen des In- und Auslandes auf dem Gebiete der Archäologie seit Beginn des zweiten Weltkrieges unbekannt und unerreichbar bleiben mußten. Ad. Koch

Ikonen, Zeugen ostkirchlicher Kunst und Frömmigkeit. Von Alexej A. Hackel. (31 S. und 16 farbige Bildtafeln, Großoktav.) Freiburg 1951, Herder. Pappband DM 5.80.

Es handelt sich um eine veränderte Neuauflage des Werkes „Von ostkirchlicher Kunst“ aus der Sammlung „Der große Bilderkreis“. Die Wiedergabe der Ikonen darf als gelungen bezeichnet werden, obwohl sie die Vollkommenheit der Kondaków-Drucke, die als Vorlagen dienten, nicht erreicht. Der begleitende Text, der von tiefster persönlicher Begegnung des Verfassers mit den heiligen Bildern zeugt, kann bei seiner Wärme und Einfachheit auch den Betrachter zu beglückendem Nacherleben führen. H. Falk S.J.

Romane. Erzählungen

Wenn Deutschland gesiegt hätte. Roman. Von Randolph Robban. (276 S.) Stuttgart, W.-Kohlhammer-Verlag. Ganzleinen DM 12.80.

In dieser Romansatire ist die Frage gestellt und beantwortet: Was wäre geschehen, wenn Hitler gesiegt hätte? Die Antwort ist ebenso verblüffend einfach wie boshaft: Dann hätten Deutschland und Japan genau dasselbe gemacht, dieselben Torheiten begangen wie die alliierten Sieger. Die geistvolle Parodie geht bis in die Einzelheiten, und man liest sie mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Der Verfasser will versöhnen, nicht verbittern. Versöhnen, indem er uns zum Lachen auffordert. Über uns und über die anderen. Es gibt wohl keine genialere Kritik an dem Nachkriegsgeschehen als diese. Daß das Buch in Deutschland erscheinen konnte, ist ein gutes Zeichen für die Alliierten. Es soll ein gelöstes Lachen sein, zu dem hier aufgerufen wird: Wir sind keine Heiligen, die Alliierten auch nicht. Wir haben Dummheiten gemacht, die Alliierten

auch. Hier wurden Verbrechen begangen, drüben auch. Freilich sieht es nicht danach aus, als ob wir aus diesem Buch viel lernen würden. Wenn man es auf beiden Seiten täte — es wäre zu schön, um wahr zu sein. G. Wolf S.J.

Die Teufelsschule. Aus dem Vermächtnis eines Arztes. (334 S.) Frankfurt a. Main, Verlag Josef Knecht. Ln. DM 12.—.

Der alte Doktor von Hochwyl, einem kleinen Gebirgsort der Schweiz, erzählt aus seinem Leben. Von seinen Bauern und von all den Gestrandeten der großen Welt, die es in diese Oase des Friedens verschlug.

In der Mitte steht „die Teufelsschule“, das heißt, Leben und Sterben des Christoph Faber, des deutschen Strömungsphysikers, den das Dritte Reich brauchte, der sich aber nie um den Preis des eigenen Gewissens mißbrauchen ließ. Hier wird Vergangenheit aus der Abgeklärtheit und Distanz des reifen Alters lebendig und gedeutet. Trotz allem Schrecklichen, das die Teufelsschule beschwört, ist es ein tröstliches Buch. Ein Vollendeter hat es geschrieben, mit warmem Herzen und in lebendiger Sprache und man sollte es mehr als einmal lesen. Vor allem unsere Gebildeten sollten nach ihm greifen. So klingt es aus, dieses Lied um den Tod, der das Leben bringt: „Ich ahnte ja an Totenbetten, daß Einfältige, die Armen im Geiste, dem Licht näher sein können als noch so bewußter, empordringender Menschengeist. Ich will, wenn die Stunde kommt, nur dies denken: In deine Hände, du unbekannter Gott und Vater, befehle ich meinen Geist! Und wenn Du mich richtest, gedenke: Auch ich wußte nicht, was ich tat.“ G. Wolf S.J.

Das Gewissen des Königs. Ein Thomas-More-Roman. Von Margarete Bartschmid-Klapproth. (415 S.) Freiburg i. Br., Herder. Gln. DM 12.80.

In spannungsreicher Schilderung erstelt vor uns Thomas More, der feinsinnige, lebenswürdige Humanist, der Verfasser der „Utopie“, der Lordkanzler und treue Diener seines Königs, und — mit Diskretion und zurückhaltend gezeichnet — der Heilige. In großer Einsamkeit steht da einer scheinbar allein, nur seinem Gewissen treu — und doch nicht allein. „... Ich habe die ganze Christenheit auf meiner Seite, so daß ich nicht verpflichtet bin, mein Gewissen zu ändern und es nach dem Rat eines einzigen Reiches auszurichten“ (S. 312). Neben dem Heiligen steht die dämonische Gestalt des Sekretarius Thomas Cromwell; gewissenlos, wie jener gewissenhaft ist. Dieses Buch könnte läuternd wirken in unserer Zeit. Treu dem Gewissen, das Gewissen aber geformt an den ewigen Normen Gottes: solche Forderung ist heute genau so dringend wie

gestern — und vielleicht morgen noch mehr
als heute. G. Wolf S.J.

Schwester Virgilia. Roman. Von Gerard Walschap. (318 S.) Bonn, Antwerpen, Paris, Verlag P. Vink.

Alberta, auch Bertje oder Bert genannt, übernimmt nach dem frühen Tod der geliebten Mutter, selber noch fast ein Kind, die Sorge für den mutterlos gewordenen Haushalt im Müllerhause. Sobald die Geschwister flügge geworden sind, geht sie ins Kloster, verlobt dort zwischen Angst und Hingabe ihr Noviziat, geht als Schwester Virgilia in ein Arbeiterdorf, wo sie die Kleinsten betreut, und stirbt nach ein paar Jahren, von Gott geliebt und von den Menschen als Heilige verehrt, an multipler Sklerose.

Dieses Buch schrieb ein Flame, der sich mit seinem Erzählertalent würdig einreihet in die Reihe der Claes, Erkelenz, Timmermanns. Man wird sich seinen Namen merken müssen.

Wie Marshall Bruce in seinem „Wunder des Malachias“ das Wunder von allen Seiten beleuchtet, so stellt Walschap „Ascese“ und „Heiligkeit“ zur Diskussion. Schwester Virgilia, gesund und echt, lebt ein Leben der Abtötung, wie es uns nur von den großen Bäuern in Erinnerung ist, sie hat Gesichte, übt das „immerwährende Gebet“, wirkt Wunder und prophezeit. Und das Köstliche ist, wie hilflos man ihr und ihrem Leben gegenübersteht. Daß der freidenkerische Bruder, der seine Schwester von Herzen liebt, ihr Leben als Unsinn bezeichnet, ist begreiflich; daß auch der Vater, auf der einen Seite stolz auf seine Tochter, mit der Buße ihres Lebens nichts anzufangen weiß, ist noch verständlich, aber daß selbst die Priester und der Direktor des Klosters, die nach ihrem Tode froh sind, eine Heilige gehabt zu haben, während ihres Lebens mit all dem nichts Rechtes anzufangen wissen, daß selbst ihr Bruder Hermann, der Jesuit geworden ist, in der letzten Sitzung der Freunde und Vorgesetzten von Virgilia schweigt, überrascht. Oder auch nicht?

Der Einbruch des Göttlichen ins Leben bringt unsere so „normale“ Welt immer in Verlegenheit und zwingt uns zum Nachdenken, ob wir nicht allzu „normal“ geworden sind und damit unempfänglich für Gnade und Wunder. G. Wolf S.J.

Gejagtes Volk. Eine Familiengeschichte aus Schlesiens schwerster Zeit. Von Grete Scholz-Gauers. (227 S.) Freiburg, Herder. Ln. DM 9.50.

Engel, Menschen und Dämonen. Roman. Von Hanna Stephan. (508 S.) Gütersloh, C. Bertelsmann. Gln. DM 12.80.

Steht das Grauen jener Tage wirklich schon so weit hinter uns, daß wir die Bilder, die immer in uns leben, schon in Worte fassen und sie anderen Menschen vermitteln können, Menschen, die — wenn sie guten Willens sind und sehen wollen — doch nur fassungslos davorstehen? Und doch soll ein Buch, das Geschehnisse jener Tage des Gejagt- und Getriebenwerdens vor uns hinstellt, vor allem diesen Menschen Vermittler zu jenem Erleben sein und sie zu Selbstbesinnung wecken. Das Kriterium aber, mit dem man heute noch daran herangehen muß, kann vorerst immer noch nur die Frage sein: faßt es die, die ein gleiches Schicksal erlitten haben, ein Schicksal, dessen Erleiden erst mit dem Tode — oder aber in der Heimatfindung unserer Kinder — erlischt?

Grete Scholz-Gauers schildert ihre und ihrer Familie Erlebnisse in Flucht und Vertreibung aus der schlesischen Heimat, sie schildert das Grauen und Elend um sich herum, das oft noch größer ist als ihr eigenes. Sie klagt nicht an — und eben dies sichert die Wirkung. Wir Menschen haben für das Furchtbare jener Tage keine Anklage, die die Wahrheit erreichen könnte. Tiefer als materielle Not und Tod hat sich in die Vertriebenen die körperliche und seelische Versklavung hineingeböhrt. Schlicht, aber vom leidvoll-gläubigen Gemüt einer Frau und Mutter umsonnt und innerlich so tief wie äußerlich schwer durchlebt stehen Tatsachen vor uns, die gewaltiger anklagen, als Worte es vermögen. ... Tatsachen, die wohl zum ersten Male in künstlerisch erhöhter Darstellung einen erschütternden Ausdruck finden, geprägt in kultiviertester Erzählungsform.

Das Grauen jener Tage steht doch wieder nicht so weit hinter uns, daß es dem Dichter zum blanken Vorwurf freier Phantasiebilder dienen könnte. Mit Hanna Stephens „Engel, Menschen und Dämonen“ tritt wiederum wohl erstmals in die Form des Romans gebannt eine dichterisch verkürzte Gestaltung der Fluchterlebnisse vor uns. Aber: auch „in diesem Buch geschieht nichts, was nicht wirklich geschehen ist“. Es gibt keine Phantasie, die Grauensvolleres erfinden könnte als das Geschehene. Um so tieferen Eindruck macht die künstlerische Kraft der Dichterin, die dieses Geschehen unter die Sterne: Menschlichkeit. Güte und Glauben an Gott stellt. — Ein Knabe verliert unter der Wirkung einer Fliegerbombe das Gedächtnis und erlebt nun ohne Verstehen-können all das Furchtbare, das die Flucht nach Westen begleitet. Plötzliche Todesnot in dem Augenblick, da sich dem äußeren Leben das rettende Tor öffnet, gibt ihm das Gedächtnis wieder — er gehört zu denen, für die das Leben über den Tod siegt.

W. Michalitschke